

Erzählungen voller Auslassungen

Die Gewalterlebnisse von Soldaten und die Erinnerung daran nach dem Zweiten Weltkrieg



Kriegsversehrte 1947 in einem Erholungsheim in Oberbayern. FOTOARCHIV OTTILIO SCHMIDT / SZ

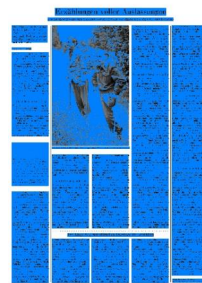
Die Ereignisse und Erfahrungen der Kriegsjahre wirkten nach 1945 bei vielen Soldaten noch lange nach. Doch die generalisierte Rede vom Kriegstrauma hilft nicht weiter.

Svenja Goltermann

Kriege haben seit je Anlass zur Mythenbildung gegeben. Das trifft nicht nur für die Schlacht bei Marignano zu. Auch der Zweite Weltkrieg war und ist davon nicht ausgenommen: Österreich etwa präsentierte sich nach Kriegsende als das «erste Opfer» der Nationalsozialisten, Frankreich entwarf sich als Land des Widerstands, die USA propagierten den Mythos des «guten Krieges», in der DDR legte man sich das Gewand des «antifaschistischen Widerstands» an, und in Westdeutschland verführten die Nürnberger Prozesse dazu, die Verantwortung für die Verbrechen einer überschaubaren Zahl an Nazi-Funktionären zuzuschreiben, und läutete für das Kriegsende die «Stunde null» ein.

Bilder für den Neuanfang

Diese Mythen sind verschieden. Und doch war vielen von ihnen etwas gemeinsam: Sie dienten dazu, politische Ordnungen zu legitimieren und gesellschaftliche Spannungen oder Konflikte zu überlagern. Insofern handelte es sich bei all diesen Mythen um Erzählungen, die voller Auslassungen waren. Sie produzierten Geschichtsbilder und brachten gleichzeitig Geschichte(n) zum Verschwinden. Das gilt auch für die Geschichte der Gewalt. Manifest geworden ist dies etwa in den medialen Inszenierungen von heimkehrenden Soldaten. Es waren Bilder von einer unbeschwerten freudigen Heimkehr, von Umarmungen durch Angehörige und festlichen Paraden. Kriegsversehrte waren dabei selten zu sehen; war dies doch der Fall, handelte es sich um Szenen, in



denen die körperlichen Wunden nahezu abgeheilt erschienen oder die Versehrten sogar für ihr erbrachtes Opfer offiziell geehrt wurden. Es war das Überleben starker Männer, das man zu sehen bekam. In den vom Krieg zerstörten Ländern Europas symbolisierten sie den Neuanfang, die Gewalt des Krieges gehörte demnach der Vergangenheit an.

Von heute aus betrachtet mögen solche Vorstellungen seltsam anmuten. Gewalterfahrungen aus Kriegen haben schliesslich kein Verfallsdatum, das mit einem offiziellen Kriegsende zusammenfiel – jedenfalls nicht generell. Immerhin waren zahlreiche zurückgekehrte Soldaten nach dem Krieg versehrt, viele sogar dauerhaft. Laut Schätzungen geht die Zahl der verwundeten Soldaten weltweit in die Millionen, und sie überstieg in den einzelnen kriegführenden Ländern in der Regel die Zahl der ums Leben gekommenen Soldaten. Allein aufgrund der körperlichen Schmerzen und der Einschränkung der Leistungsfähigkeit blieb die Gewalt des Krieges für viele unweigerlich präsent. Sie erschwerte das Leben der betroffenen Kriegsheimkehrer und nicht weniger das ihrer Familien. Geschichtswissenschaftlichen Studien aus jüngster Zeit, die dieses über Jahrzehnte in der Forschung nicht berührte Thema der heimkehrenden Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg aufgriffen, haben dies für die britische, amerikanische, westdeutsche, sowjetische und chinesische Nachkriegsgeschichte eindrucksvoll aufgezeigt.

Hohe Erwartung an Männer

Trotzdem wäre es verkürzt, die öffentlichen Inszenierungen der Heimkehr, die so sehr darum bemüht waren, den Eindruck der Unbeschwertheit ins Bild zu setzen, heute als reine Ideologie abzutun. Denn die Hoffnung, ja der Wunsch, mit der Heimkehr der Ehemänner, Söhne, Brüder und auch Väter den Krieg endgültig hinter sich lassen zu können, war begrifflicherweise verbreitet; dies selbst in der Sowjetunion, die

von den Deutschen während des Krieges unvorstellbar verwüstet worden war. Was die Angehörigen dabei nämlich auch erwarteten, war, dass Männer nach Hause kämen, die zumindest nach ein paar Wochen irgendwie mithelfen, um vor allem die Frauen wieder zu entlasten und den Wiederaufbau nach Kräften voranzutreiben.

Die von den Angehörigen gehegte Hoffnung, den Krieg mit der Heimkehr der Männer bald hinter sich lassen zu können, löste sich in vielen Fällen innerhalb von wenigen Monaten auf, die Erwartungen an die Männer blieben indes bestehen. Sich lange mit ihren gesundheitlichen Schädigungen aufzuhalten, hatte unmittelbar nach Kriegsende in einer ganzen Reihe von Ländern keinen Platz. Vor allem in der Sowjetunion war die Situation drastisch, doch auch in anderen Ländern war der Alltag vieler Menschen immer noch durch die Folgen der oft rigorosen Ausbeutungspolitik der Nazis bestimmt. Im besetzten Deutschland wiederum lagen halbe Städte in Trümmern; viele Industrieanlagen waren demontiert; im Winter 1945/46 kam dann auch dort der kräftezehrende Hunger hinzu.

Die strengen Erfordernisse des Alltags waren jedoch nicht allein dafür ausschlaggebend, dass Familien nach dem Kriegsende darauf zählten, die gesundheitlichen Beschwerden der heimgekehrten Soldaten würden bald wieder in den Hintergrund treten. Auch die seinerzeit gängigen Vorstellungen in der Medizin nährten diese Annahme. Waren Kriegsverletzungen erst einmal abgeheilt, gingen Ärzte davon aus, dass es keinen Grund dafür gebe, die Arbeit nicht wieder aufzunehmen. Davon waren nicht einmal jene gänzlich angenommen, die Gliedmassen verloren hatten. Fast jeder, der sich der Arbeit nicht gewachsen sah, musste mit dem Vorwurf rechnen, «sich hängen zu lassen» oder gar «arbeitsunwillig» zu sein. Dass die Leistungsfähigkeit nach einer abgeheilten körperlichen Schädigung über längere Zeit auch aus psychischen Gründen herabgesetzt sein könnte, er-

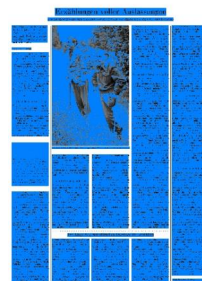
schien den Ärzten seinerzeit nur in sehr beschränktem Masse denkbar.

Verändertes Gewaltverständnis

Das galt erst recht, wenn ehemalige Soldaten nach ihrer Heimkehr über mehrere Monate hinweg psychische Auffälligkeiten zeigten, ohne dass sich ein organischer Befund ermitteln liess. Keine Frage, die Ärzte sprachen durchaus von sogenannten Erschöpfungsreaktionen. Dauerten die Beschwerden aber nach einigen Monaten noch an, und dazu zählte Schlaflosigkeit ebenso wie eine ausgesprochene Müdigkeit, auffällige Gereiztheit oder Zurückgezogenheit, kamen aus Sicht der Ärzte die psychischen Belastungen des Krieges oder der Gefangenschaft als Ursache mehr in Betracht. Nach der seinerzeit vorherrschenden medizinischen Lehrmeinung gingen sie davon aus, dass jeder körperlich gesunde Mensch, und Männer allemal, in der Lage sei, jegliche psychische Extrembelastung innerhalb von wenigen Wochen auszugleichen.

Für länger andauernde oder erst später auftretende psychische Auffälligkeiten lag für die meisten Psychiater aus Europa auf der Hand, dass es sich um ein «anlagebedingtes» Leiden handeln musste. Auch in den USA traf dies auf Zustimmung. Für zahlreiche amerikanische Psychiater hatte die Ursache für die psychischen Zusammenbrüche amerikanischer Soldaten einen anderen Namen: «Momism». Es war demnach die allzu starke Bindung der Männer an ihre Mütter, die sie verwöhnt hatten und die daher für die psychischen Einbrüche im Kontext der Kriegsgewalt verantwortlich zu machen waren.

Diese Interpretationen sind weit weg von der bei uns heute weithin akzeptierten Vorstellung, dass Soldaten durch Kriegserlebnisse traumatisiert werden und psychische Probleme über lange Zeit ihr Leben beeinträchtigen können. So ist die Diagnose der posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) als medizinischer Fachterminus für eine psychische Erkrankung aufgrund aussergewöhnlich belastender oder be-



Neue Zürcher Zeitung
8021 Zürich
044/ 258 11 11
www.nzz.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 114'209
Erscheinungsweise: 6x wöchentlich

Themen-Nr.: 377.012
Abo-Nr.: 1070143
Seite: 8
Fläche: 103'848 mm²

drohlicher Ereignisse weithin bekannt. Dadurch haben sich auch unsere Vorstellungen davon, welche Auswirkungen Gewalt und andere extreme Ereignisse auf Menschen und ihr Leben haben können, beträchtlich geändert, wie sich seit der offiziellen Anerkennung der Diagnose im Jahr 1980 überhaupt unser Verständnis davon, was Gewalt ist, verschoben hat. Auch unser Blick auf die Vergangenheit und die Wahrnehmung von Leidenserfahrungen in der Geschichte hat sich damit verändert. In der Geschichtswissenschaft macht sich das positiv bemerkbar. Sensibilisiert durch neue Trauma-Konzepte, tritt sie mit neuen Fragen an die Gewaltgeschichte heran und präsentiert neue Ergebnisse, gerade auch im Hinblick auf die heimgekehrten Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg. Demnach durchwirkte die Gewalt des Krieges deren Leben und das ihrer Familien in einem weitaus grösseren Masse, als dies lange Zeit thematisiert wurde.

So waren kriegsbezogene Alpträume während der Nächte keine Seltenheit – nicht bei den Briten, nicht bei den Amerikanern und ebenso wenig bei den Sowjets oder den Deutschen. Und auch tagsüber holte viele die Gewalt des Krieges ein: Sie sahen die Gesichter der Toten und der Sterbenden vor sich oder imaginierten Tote, die sie nicht hatten sterben sehen. Abrupte Ausbrüche vor Angehörigen, in denen ehemalige Soldaten Kriegereignisse vage andeuteten, zeugen davon, wie sehr die Gewalt des Krieges in ihrem inneren Leben präsent war. Überhaupt war es für zahlreiche ehemalige Soldaten – und nicht nur für diejenigen, die als Besiegte nach Hause kamen – nicht leicht, sich im zivilen Leben wieder zurechtzufinden.

Man ist versucht, diese Probleme als Folgen eines Kriegstraumas zu interpretieren und die heimgekehrten Soldaten als Traumatisierte. In einer wachsenden Zahl an Artikeln und Büchern ist tatsächlich davon die Rede, dass der Zweite Weltkrieg unzählige Soldaten aller Seiten traumatisiert habe, wie überhaupt zunehmend davon gesprochen wird, dass ganze Nachkriegsgesell-

schaften traumatisiert gewesen seien. Doch ein solcher Rückgriff auf den Traumbegriff ist problematisch; die Behauptung eines Traumas verdeckt auf diese Weise mehr, als sie an Einsichten freilegt. Zum einen befördert sie eine Erinnerung an diesen Krieg, in der alle Soldaten unterschiedslos als Opfer erscheinen, einschliesslich jener, die – teilweise lustvoll – Verbrechen beginnen. Die kriminelle Energie und die Verantwortung für diese Verbrechen würden damit wieder einer kleinen Elite zugeschoben.

Angst vor der Zukunft

Die pauschalisierende Traumazuschreibung erweckt zum andern aber auch den Eindruck, als ob es eine zwangsläufige, uniforme Reaktion auf Gewaltenerfahrungen gäbe. Das ist nicht der Fall. Zumindest für die deutsche Nachkriegsgeschichte liegen Untersuchungen vor. Anhand von psychiatrischen Akten lässt sich hier zeigen, dass die psychischen Leiden der ehemaligen Soldaten diverse Gründe hatten: Einige hatten dem Grauen des Krieges schon vor dessen Ende kaum standgehalten; andere quälte insbesondere der Gedanke, während des Krieges schlicht zu feige gewesen zu sein und nicht das nötige Durchhaltevermögen besessen zu haben. Vor allem jedoch waren die Ereignisse des Krieges für viele erst nach der Niederlage beängstigend geworden. Es war die Angst, zur Verantwortung gezogen zu werden, die sie in der Konfrontation mit den Besatzern oder während des Entnazifizierungsverfahrens peinigte. Erfahrungen sozialer Deklassierung taten das Ihre dazu, dass viele dieser Kriegsheimkehrer gleichsam in einer verlängerten Bannzone des Krieges gefangen blieben, in der die Vergangenheit eine zermürbende Herausforderung und der Gedanke an die Zukunft angsteinflössend war.

Wer hier verallgemeinernd von einem Kriegstrauma spricht, wirkt an der Konstruktion eines neuen Mythos mit. Denn die Rede vom Trauma wäre dann nichts weiter als eine neue Erzählkon-

vention, die den persönlichen und gesellschaftlichen Umgang mit Gewalterfahrungen enthistorisiert und Gefahr läuft, eine öffentliche Erinnerung voller Auslassungen zu produzieren.

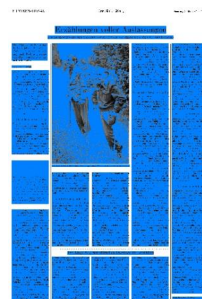
Svenja Goltermann lehrt Geschichte der Neuzeit am Historischen Seminar der Universität Zürich.

1945

70 JAHRE KRIEGSENDE Die NZZ erinnert

Bis zum 20. Juni blickt die NZZ jeden Samstag auf das Ende des Zweiten Weltkriegs zurück. – Lesen Sie am 30. Mai, wie die Schweizer Bevölkerung an der Nordgrenze das Ende des Dritten Reiches noch stärker als anderswo herbeisehnte; und wie die letzten Kriegstage vorab dem Kanton Schaffhausen ein enormes Chaos bescherten.

Eine Timeline des Jahres 1945 und viele Berichte von Zeitzeugen finden Sie auf nzz.ch/kriegsende.



Der lange Weg zur offiziellen Diagnose als Krankheit

Svenja Goltermann · Im Jahr 1945 existierte die Diagnose der posttraumatischen Belastungsstörung noch nicht. Weder innerhalb noch ausserhalb der Medizin sprach man im Kontext von Kriegs- und anderen Gewalterfahrungen von «Trauma» im Sinne von psychisch bedingten Beschwerden, die direkt auf ein Gewaltereignis zurückzuführen waren, und zwar ohne dass dieses gleichzeitig auch eine organische Schädigung verursacht hatte. Vermutungen in diese Richtung tauchten zwar schon im Verlauf der 1950er Jahre auf, vor allem im Hinblick auf die anhaltenden oder erst spät auftretenden psychischen Beschwerden bei ehemaligen Verfolgten des Nazi-Regimes. Um ihre psychischen

Veränderungen nicht als «Neurosen» zu klassifizieren, schlugen diverse Psychiater aus unterschiedlichen Staaten andere Bezeichnungen zur diagnostischen Erfassung vor. In den USA gehörte dazu das «survivor syndrome», im Nachkriegsdeutschland setzte sich die Diagnose des «erlebnisbedingten Persönlichkeitswandels» durch. Ihre Verwendung beschränkte sich aber weitgehend auf die Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung.

Erst im Zuge der späten Phase des Vietnamkriegs setzten sich dann amerikanische Psychiater dafür ein, die psychischen Beschwerden von heimgekehrten Soldaten in einem direkten kausalen Zusammenhang mit den dortigen Kriegs-

erfahrungen zu sehen. Im Jahr 1980 erkannte die American Psychiatric Association die von ihnen vorgeschlagene Diagnose der «post-traumatic stress disorder» offiziell an und nahm sie in das amerikanische Klassifikationssystem Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders auf. In das internationale Klassifikationssystem der WHO erhielt die Diagnose erst zwölf Jahre später Eingang. Die Diagnose findet im Zusammenhang mit ganz unterschiedlichen Arten von Gewalterlebnissen Anwendung. Ihre Verwendung hat in den letzten Jahrzehnten beträchtlich zugenommen, so dass von psychiatrischer Seite mittlerweile bereits wieder Kritik an der Trennschärfe der Diagnose geübt wird.